

Auftakt

Unsere Geschichte spielt vorwiegend in einem Dorf des nördlichen Eifelrandes. Das Dorf heißt Echtz.

Ebensogut könnte die Erzählung auch in einem anderen Ort Deutschlands spielen, denn alle Städte und Dörfer haben ihre Traditionen, die einander ähneln. Aber jeder Ort hat seine eigene Geschichte. Von Kriegen und Seuchen ist darin die Rede, von Naturkatastrophen und Hungersnöten. Die Menschen der Vergangenheit, so scheint es, lebten in einer gefährvollen Welt. Nun ja, auch unsere heutige Welt ist weit davon entfernt, ein Paradies zu sein. Zu viel Ungerechtigkeit herrscht in ihr, zu viel Hunger und Elend gibt es noch, und das Klima droht zu kippen. Kriege führen die Menschen immer noch gegeneinander mit schrecklichen Waffen, die sich selbst im grausamen Mittelalter niemand hätte vorstellen können. Ob also die heutige Welt wirklich besser ist, bleibt eine Streitfrage. Tatsache aber ist, dass in unserer Zeit kein Mensch mehr Angst haben muss, als Hexe oder Hexenmeister auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Dieses Schicksal widerfuhr in früheren Zeiten ungezählten Frauen und Männern; manchmal waren sogar Kinder Opfer des Hexenwahns. Vom Hexenwahn soll in diesem Buch die Rede sein.

Viele Chroniken, auch die von Echtz, wissen etwas über angebliche Hexen, die einstmals verurteilt wurden, weil man sie für vielerlei Unheil verantwortlich machte. Manchmal sind es nur lokale Sagen oder Legenden, die darüber berichten, doch bekanntlich haben diese ja immer einen wahren Kern.

Also: unsere Geschichte spielt in Echtz und sie beginnt mit dem heutigen Tag. Später werden wir dann eine Zeitreise unternehmen, doch zuerst wollen wir Bekanntschaft mit Lea und Tobias Schmidt machen. Die beiden sind Zwillinge, dreizehn Jahre alt und leben in – erraten, in Echtz. Außer den beiden leben noch 2200 weitere Menschen in diesem Dorf, darunter natürlich auch ihre Eltern. Vor weni-

gen Tagen haben die Sommerferien begonnen.

Familie Schmidt will heute – es ist ein sonniger, heißer Freitag im Juli – einen Ausflug zur Annakirmes nach Düren machen. Dieses Fest dauert eine Woche und gehört zu den Attraktionen der Region. Eine Million Menschen aus nah und fern lockt die Annakirmes jährlich an. Manchmal herrscht dort gewaltiges Gedränge. Deshalb muss der Hund der Familie heute zu Hause bleiben. Er würde sich unwohl fühlen in diesem Trubel.

Bernd Schmidt, der Vater von Lea und Tobias, hat den Wagen aus der Garage geholt. Als alle eingestiegen sind, wundert er sich. „Nanu, Tobias setzt sich freiwillig auf die Rückbank?“

„Er hat nicht die beste Laune“, flüstert ihm seine Frau Karin zu.

„So?“ Herr Schmidt schaut in den Rückspiegel. Tatsächlich hat sein Sohn ein Gesicht aufstehen, als sei ihm nicht nur eine Laus, sondern ein ganzes Heer davon über die Leber gelaufen.

„He, Junge, alles im grünen Bereich?“, will der Vater von ihm wissen.

Tobias grummelt etwas vor sich hin und widmet sich seinem Smartphone.

„Was hat er denn?“, fragt Herr Schmidt seine Frau. Die zuckt zur Antwort mit den Schultern.

„Er ist sauer“, behauptet Lea.

„Lasst mich in Ruhe“, brummt Tobias.

Wieder blickt der Vater forschend in den Rückspiegel. „Sauer? Warum denn das?“

„Er findet es mega uncool, mit seinen Eltern zur Annakirmes zu fahren“, erklärt Lea.

„Uncool, soso. Und das auch noch mega.“

„Alle meine Freunde dürfen allein dorthin“, sagt Tobias, ohne von seinem Smartphone aufzublicken.

„Es wäre dir wohl peinlich, wenn deine Freunde dich in Begleitung der Eltern sehen würden?“, vermutet die Mutter.

Tobias antwortet nicht. Die Eltern wechseln einen vielsagenden

Blick.

„Und du, Lea? Denkst du so wie dein Bruder?“, will die Mutter nach einer Weile wissen.

„Ach, ich kann damit leben.“

„Nett von dir.“

„Außerdem sind meine Freundinnen allesamt in Urlaub gefahren.“
„Zusammen mit ihren Eltern, nehme ich an.“

Inzwischen sind sie in Düren angekommen. Die Straßen sind verstopft und die Suche nach einem Parkplatz erweist sich als schwierig. Als sie endlich fündig geworden sind, steht ihnen noch ein zehnmütiger Fußmarsch zum Kirmesplatz bevor. Viele Menschen strömen dorthin. Andere befinden sich bereits auf dem Rückweg. In ihren Händen halten sie silberne Gasballons, Zuckerwatte oder Stofftiere, die sie in einer der Losbuden gewonnen haben.

Als sie den Kirmesplatz erreichen, hat Vater Schmidt einen Entschluss gefasst. Wohlwollend klopft er Tobias auf die Schulter. „Bevor dein langes Gesicht uns allen die Laune verdirbt - wie wär's, wenn wir uns trennen, Sohnemann? Dann kannst du allein über den Platz schlendern und brauchst keine Angst zu haben, dass deine Kameraden dich zusammen mit deinen Eltern sehen.“

„Keine schlechte Idee“, antwortet Tobias, nachdem ein Blick in des Vaters Gesicht ihn davon überzeugt hat, dass er es tatsächlich ernst meint.

„Wenn das so ist“, wirft Lea rasch ein, „dann will auch ich mich abnabeln – was dagegen, wenn ich dich begleite, Bruderherz?“

„Es gibt Schlimmeres, Schwesterlein.“

Vater Schmidt zückt sein Portmonee und überreicht den Kindern einen 20-Euro-Schein. „Okay! Dann viel Spaß. Wir treffen uns pünktlich um drei Uhr am Kassenhäuschen des Riesenrads. Macht keinen Blödsinn, verstanden?“

„Klar“, nickt Lea. Kurz darauf tauchen die beiden Kinder in die Menge ein.

„Hältst du es wirklich für eine gute Idee, die beiden allein losziehen

zu lassen?“ fragt Karin Schmidt ihren Mann mit sorgenvoller Stimme. „Keine Sorge, Schatz. Die beiden passen schon gut auf sich auf. Was soll ihnen am helllichten Tag schon passieren? Man muss ihnen manchmal ein paar Freiheiten lassen, sonst kommen sie erst recht auf dumme Gedanken. Außerdem würde Lea jedem Kidnapper mit ihrer endlosen Fragerei derart auf die Nerven fallen, dass er sie schnell wieder laufen lassen würde.“

„Na, ich weiß nicht ...“

„Ach, komm schon.“ Vater Schmidt greift nach ihrer Hand. „Ich kaufe dir ein Lebkuchenherz, das du dir um den Hals hängen kannst. Wie in alten Zeiten!“

Nun ja, Mütter machen sich meistens viel eher Sorgen um ihre Kinder als die Väter. In diesem ganz speziellen Fall aber, soviel sei bereits gesagt, soll Vater Schmidt Recht behalten: Lea und Tobias werden den Tag unbeschadet überstehen. Dennoch werden sie etwas erleben, das sie noch eine Weile beschäftigen wird.

Tobias hat sich Zuckerwatte gekauft. Seine Schwester verzichtet auf diese Süßigkeit mit dem Hinweis, dass Zuckerwatte dick macht.

„Weiber!“, meint Tobias kopfschüttelnd.

Nach dem Verzehr der Watte kommt der Durst. An einer Getränkebude trinkt er ein Glas Cola. „Und jetzt auf zur Achterbahn!“, verkündet er dann.

Es ist die größte Achterbahn Europas. Fast zwanzig Minuten müssen sie vor dem Kassenhäuschen anstehen, weitere fünfzehn, bis sie in einem der Waggons Platz nehmen können. Dann beginnt eine rasante Fahrt, es geht auf und ab, durch drei Loopings rast die Bahn und die Passagiere schreien, was das Zeug hält. Nach nur drei Minuten ist das Vergnügen beendet.

Tobias fühlt sich nicht ganz wohl, als er den Waggon verlässt.

„Herrje, du siehst ja aus wie ein Toter“, bemerkt Lea.

„Blödsinn“, wehrt der Bruder ab. Auf keinen Fall will er als Weichei gelten. Doch seine Übelkeit will nicht abklingen. Er verlässt den Weg und findet sich bald zwischen den Wagen der Schausteller wieder.

Lea folgt ihm. „He, wo gehst du hin?“

„Ich glaube, ich muss ...“ Er presst sich eine Hand vor den Mund. Seine Schwester verdreht die Augen. „Zuckerwatte und Cola lassen grüßen.“

„Deine schlaun Sprüche kannst du dir ...“ Weiter kommt Tobias nicht. Im nächsten Moment beginnt er heftig zu würgen. Seufzend schaut Lea zur Seite, als der Bruder sich übergibt. Als sein Magen endlich leer ist, geht es ihm besser.

„Hoppla“, sagt er und wischt sich mit einem Tempo den Mund ab. Eine laute Stimme lässt die beiden Geschwister zusammenfahren.

„He, ihr! Was macht ihr da?“

Eine Frau mit unbestimmbarem Alter steht vor einem der Wohnwagen. Ihr fülliges, rotes Haar trägt sie offen, ihre Lippen haben die Farbe von reifen Tomaten und auch ihre Augen sind von grellen Schminkefarben umrahmt. Bekleidet ist sie mit einem hochgeschlossenen schwarzen Kleid. Ein wenig streng, aber keineswegs feindselig mustert sie die Jugendlichen.

„Ähm, meinem Bruder war schlecht, und er ...“

„Musste er das unbedingt vor meinem Wagen tun?“

Lea breitet die Arme aus. „Bitte entschuldigen Sie. Wenn Sie mir einen Schrubber und einen Eimer Wasser geben, werde ich die Schweinerei beseitigen.“

„Achterbahn gefahren, was?“

Tobias nickt.

„Na, dann kommt erst mal rein. Ich will dir ein Kraut geben, das deinen Magen beruhigt.“

Tobias zögert. Lea packt ihn am Arm. „Hast du nicht gehört? Die Frau möchte dir helfen!“

„Bist du verrückt?“, flüstert Tobias. „Wir sollen zu dieser Hexe in den Wagen? Außerdem geht's mir wieder gut.“

„Feigling!“, zischt Lea. Das kann Tobias natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Sie betreten den Wagen.

„Bitte, nehmt Platz“, sagt die Frau und deutet auf zwei Stühle, die

vor einem kleinen Tisch stehen. Die Fenster des Wagens sind mit Tüchern verhangen; nur eine kugelrunde Kerze spendet flackerndes Licht. Die gesamte Einrichtung wirkt so geheimnisvoll wie die Frau selbst. Der Geruch von schwelenden Räucherstäbchen erfüllt die Luft. Lea und Tobias wechseln einen verstohlenen Blick, während die Frau sich an einer Holztruhe zu schaffen macht, aus der sie eine Blechdose hervorholt.

„Sind Sie eine Wahrsagerin?“, fragt Lea nach einer Weile.

Die Frau setzt sich zu ihnen. „Ja, so kann man mich wohl nennen“, antwortet sie und reicht Tobias eine Hand voll Kraut, das sie aus der Dose genommen hat. „Hier, kau das! Es wird deinem Magen gut tun.“ Skeptisch blinzelt Tobias auf die seltsame Arznei, die die Frau ihm offeriert. „Was ist das?“, will er wissen.

„Fenchelkraut.“

„Ich soll dieses Zeug essen?“

„So wie die Natur es wachsen lässt, hilft es am Besten.“

Tobias spürt einen Tritt gegen sein Bein. Seine Schwester gibt ihm so zu verstehen, dass es unhöflich wäre, die angebotene Arznei abzulehnen. Daher nimmt er sie mit einem leise gemurmelten Dank an und beginnt darauf herumzukauen.

Leas Neugier wird immer größer. „Sie können tatsächlich in die Zukunft schauen, Frau äh ...“

„Mein Name ist Martha. Ja, ich kann viele Dinge voraussehen. Aber manchmal kann ich auch längst Vergangenes erkennen.“

„Vergangenes?“

Sie steht auf, geht zu der Truhe und kehrt mit einer salatkopfgroßen Glaskugel zurück, die sie vor sich auf den Tisch stellt. „Dann wollen wir doch mal sehen, was es über euch zu erfahren gibt.“

Minutenlang blickt Martha in die Kugel, während ihre Hände bedächtig darüber kreisen. Lea und Tobias wagen kaum zu atmen.

„Sehr interessant“, sagt sie nach einer Weile mit geheimnisvoller Stimme. Ihr Blick richtet sich fragend auf Tobias. „Hast du mich eben eine Hexe genannt?“

Augenblicklich läuft Tobias rot an. „Was? Ich?“

„Du brauchst es nicht zu leugnen, Tobias. Ich bin eine Wahrsagerin, schon vergessen?“

„Oh!“

„Keine Angst, ich nehme dir das nicht krumm. Hexen sind auch nur Menschen, findest du nicht? Außerdem solltest du wissen, dass es auch in deiner Familie Hexen gibt.“

„Wie bitte?“ Lea traut ihren Ohren nicht.

„Ihr beide habt eine Hexe unter euren Urahnen. Wisst ihr das nicht?“

Sie schütteln den Kopf.

„Nun ja, zumindest glaubten die Leute damals, dass sie eine Hexe sei. Eure Ur- Ur- Ur- Ur- Ur- Ur- Urgroßmutter landete vor mehr als zweieinhalb Jahrhunderten auf dem Scheiterhaufen.“

„Woher wollen Sie das wissen?“, fragt Tobias und schiebt die Antwort gleich selbst hinterher. „Ach ja, Sie sind ja Wahrsagerin.“

„Ich habe es in der Kugel gesehen“, erklärt Martha.

Tobias erhebt sich. „Komm!“; sagt er zu seiner Schwester.

„Du willst schon gehen?“, protestiert sie. Jetzt, wo es so richtig spannend wird?“

„Wenn wir zu spät beim Riesenrad sind, wird Papa uns die Ohren langziehen.“ Und seine Augen fügen ergänzend hinzu: Außerdem ist mir unheimlich!

„Ja, geht nur“, sagt Martha mit einem merkwürdigen Lächeln. „Ihr werdet schon noch herausfinden, was damals geschehen ist. Vor allem du, Lea, wirst nicht locker lassen, bevor du alles weißt. Hast du eigentlich nie gemerkt, dass auch du prophetische Gaben besitzt? Allerdings kann diese Fähigkeit einem Menschen manchmal zum Verhängnis werden. Tobias, du solltest immer gut auf deine Schwester aufpassen. Versprichst du mir das?“

„Klaro!“

Sie verabschieden sich und verlassen kurz darauf den Wagen.

Draußen macht Tobias die Scheibenwischerbewegung. „Die ist

doch nicht ganz dicht.“

„Immerhin hat sie unsere Namen gewusst“, widerspricht Lea eindringlich.

„Sie hat mitbekommen, wie wir uns angesprochen haben.“

„Wann hast du mich zum letzten Mal beim Namen genannt? Für dich bin ich doch immer nur das ‚Schwesterlein‘. Und ich nenne dich ‚Bruderherz‘. Nein, von uns weiß sie die Namen sicher nicht.“

Tobias kratzt sich nachdenklich am Kopf. „Hm!“

„Siehst du? Sie ist eine echte Wahrsagerin.“

„Im Wahrsagen bin ich auch nicht schlecht. Wenn wir nämlich nicht pünktlich beim Riesenrad sind, dann war das unser letzter Ausflug, den wir ohne unsere Eltern unternehmen durften! Und es ist wohl besser, ihnen nichts von dieser komischen Martha zu erzählen.“

In der Nacht wälzt sich Lea schlaflos auf ihrem Bett. „Besitze ich wirklich hellseherische Fähigkeiten?“, fragt sie sich immer wieder. Marthas Worte wollen ihr nicht aus dem Kopf. Und eine ihrer Vorfahrinnen soll eine Hexe gewesen sein. Lea findet diesen Gedanken erschreckend und faszinierend zugleich. Eine Hexe – was ist das genau? Mit den Gestalten aus den Märchen, die Vater oder Mutter ihnen früher erzählt haben, hat eine solche Hexe nicht viel gemein, soviel ist sicher. Und auch Figuren wie Bibi Blocksberg helfen bei der Suche nach der Wahrheit nicht weiter. Doch plötzlich fällt ihr jemand ein, der Licht in das Dunkel bringen könnte. Aufgeregt springt sie aus dem Bett, läuft mit leisen Schritten in den Flur. Dann betritt sie das Zimmer ihres Bruders.

„He, Bruderherz!“ Sie rüttelt ihn.

„Was ist denn?“, murmelt Tobias schlaftrunken.

„Aufwachen!“

Er stemmt seinen Oberkörper in die Höhe und reibt sich die Augen. „Was platzst du in mein Zimmer, mitten in der Nacht? Geht’s noch?“

„Es geht um unsere Urahnin, die Hexe.“

Stöhnend lässt Tobias sich wieder in die Kissen fallen. „Du tickst ja

nicht sauber.“

„Ich weiß, wer uns weiterhelfen kann.“

„Weiterhelfen? Wobei?“

„Bei der Suche.“

„Der Suche wonach?“

„Nach unserer Urahnin.“

„Wer sagt denn, dass ich nach ihr suchen möchte?“

„Komm schon, in Wirklichkeit interessiert es dich doch auch. Unser alter Lehrer Schnitzler weiß bestimmt mehr darüber.“

„Herr Schnitzler? Der Uhu? Das ist nicht dein Ernst.“

„Was willst du, im Grunde war er doch immer nett gewesen zu uns Schülern. Morgen besuchen wir ihn!“

„Du willst freiwillig zu unserem alten Lehrer gehen?“

„Klar. Und du kommst mit.“

Widerspruch ist zwecklos. Tobias kennt seine dickköpfige Zwillingsschwester nur zu gut. „Die Ferien fangen ja toll an“, seufzt er.

Erstes Kapitel

Zwei Jahre lang war der alte Lehrer Schnitzler ihr Klassenlehrer gewesen. Als Lea, Tobias und viele andere Schüler vor zwei Jahren die Echtzer Grundschule verließen, um woanders weiterführende Schulen zu besuchen, ging Herr Schnitzler in Pension. Über vierzig Jahre hatte er Kinder unterrichtet.

Herr Schnitzler genoss stets den Respekt seiner Schüler, denn er war noch ein Lehrer vom alten Schlag. Er duldet es nicht, wenn jemand seinen Unterricht durch Faxenmachen störte, was allerdings nicht besonders häufig geschah. Wenn doch, dann musste der Übeltäter mit einer deftigen Strafarbeit rechnen. Trotz seiner Strenge war der alte Lehrer aber keinesfalls unbeliebt bei den Schülern, denn alle spürten, dass ihr Wohl ihm immer am Herzen lag. Im Stillen nannten sie ihn „den Uhu“, weil seine Stirnglatze seitlich von üppig wuchernden Haarbüscheln begrenzt war. Auch seine Fernbrille und seine lange, spitze Nase verliehen ihm nach Meinung der Schüler das Aussehen eines Nachtvogels.

Dieser bemerkenswerte Lehrer staunt nicht schlecht, als am Samstagmorgen zwei frühere Schüler vor seiner Haustür stehen.

„Lea und Tobias Schmidt, die Gymnasiasten!“, sagt er zur Begrüßung und linst über die Ränder seiner Brille. „Das nenne ich eine Überraschung. Was führt euch zu mir?“

„Das frage ich mich auch“, murmelt Tobias leise, wissend, dass der alte Lehrer ein wenig schwerhörig ist.

Lea wirft ihrem Bruder einen mahnenden Blick zu. „Wir möchten uns gern ein wenig mit Ihnen unterhalten, Herr Schnitzler“, verkündet sie dann lächelnd.

„Kommt herein.“

Er führt sie ins Wohnzimmer, lässt sie auf dem Sofa Platz nehmen. Mit der Bemerkung, er wolle etwas zu trinken holen, verschwindet er in die Küche. Staunend sehen Lea und Tobias sich um. An den Wän-

den stehen Regale, die von oben bis unten mit unzähligen Büchern gefüllt sind.

„Wo hat er denn seinen Fernseher?“, fragt Tobias leise. Lea zuckt mit den Schultern. Bald darauf kehrt Schnitzler mit zwei Gläsern Orangensaft zurück, reicht sie den Geschwistern, die sich artig bedanken, und setzt sich ihnen gegenüber in einen Sessel.

„Nun, Tobias, ich hoffe doch, dass deine Rechtschreibung sich weiter verbessert hat“, sagt er und sieht ihm forschend in die Augen. „Es war harte Arbeit, dir so manche Marotte auszutreiben.“

„Naja, äh ... Auf dem Zeugnis hatte ich in Deutsch eine Drei.“

Herr Schnitzler stützt nachdenklich sein Kinn. „Eine Drei, immerhin. Und du, Lea? Was machen deine Rechenkünste? Ein Mathematik-Genie ist aus dir inzwischen wohl nicht geworden, nehme ich an.“

„Da haben Sie Recht, aber ich schaffe es immer noch irgendwie, keine Klassenarbeit in den Sand zu setzen.“

„Ihr müsst euch eben noch mehr anstrengen“, verkündet der alte Lehrer mit erhobenem Zeigefinger. Lea und Tobias wissen schon, was er als nächstes sagen wird, denn oft genug haben sie die Worte vernommen. Tobias spricht sie leise mit.

„In der Schule legt ihr den Grundstein für euer weiteres Leben. Vergesst das nicht und gebt euch Mühe!“

Herr Schnitzler schweigt eine Weile, damit sein wohlgemeinter Rat verdaut werden kann. „Was führt euch zu mir?“, fragt er dann zum zweiten Mal.

Lea hat sich die Antwort längst zurechtgelegt. „Wir wissen, dass Sie sich in der Geschichte unserer Heimat und unseres Dorfes besonders gut auskennen“, sagt sie.

Der Lehrer nickt. Er ist Vorsitzender des örtlichen Geschichtsvereins. Im Heimatkunde-Unterricht hat er den Kindern manche spannende Anekdote erzählt, die sich früher in Echtz oder einem der umliegenden Dörfer ereignet haben soll.

Lea fährt fort. „Gestern haben wir erfahren, dass eine Vorfahrin unserer Familie als Hexe verbrannt worden sein soll. Wir wüssten gern

mehr über dieses Ereignis. Können Sie uns helfen?“

„Möglich“, erwidert der Lehrer. „So manches Stündchen habe ich schon mit der Lektüre der alten Kirchenbücher unseres Dorfes verbracht.“

„Kirchenbücher?“

„Darin sind zum Beispiel die Taufen, Trauungen und Todesfälle in unserer Pfarrgemeinde vermerkt. Manche dieser Schriften sind bereits sehr alt. Eine eurer Vorfahrinnen soll als Hexe verurteilt worden sein? Nun, das kann gut möglich sein. In Echtz wurde 1735 die letzte Hexe auf dem ‚Schöbbich‘ verbrannt. Ihr Name war Margarethe Geich. Ihre Tochter Katharina heiratete Benno Peschel, den Sohn des Kastellans von Schloss Merode.“

„Peschel? Das ist doch Mamas Mädchenname“, wirft Tobias ein.

Der Lehrer nickt. „Die Familie eurer Mutter lebt bereits seit vielen Generationen hier in Echtz. Margarethe Geich dürfte eine Urahnin von euch sein.“

Nachdenklich runzelt Lea die Stirn. „Aber Hexen gab es doch nicht wirklich, oder?“

„Wenn du damit Frauen meinst, die auf Besen durch die Lüfte fliegen und Bündnisse mit dem leibhaftigen Teufel eingehen – nein, die gibt es nicht, und es hat sie auch nie gegeben. Jede Hexe, die damals als solche verurteilt wurde, war unschuldig im Sinn der Anklage.“

„Aber das ist doch fürchterlich!“

„Das kann man wohl sagen. Es gibt keine schlimmere Bestie als den Menschen in seinem Wahn. Daran hat sich übrigens bis heute nichts geändert.“

„Wie konnte es nur dazu kommen, dass man Frauen als Hexen verbrannte?“

Der Lehrer blickt grüblerisch aus dem Fenster. Nach einer Weile antwortet er: „Der Glaube an gute und böse Geister ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit. Diese unsichtbaren Wesen, so glaubte man schon vor vielen Jahrtausenden, bestimmten über Glück oder Unglück der Menschen. Deshalb war man darauf bedacht, ihre Gunst

zu erlangen. Es gab immer schon Menschen, die sich der Magie und der Zauberei widmeten, um mit den Kräften der Überwelt in Kontakt zu treten und sie günstig zu stimmen. Diese Menschen waren sogar hoch geachtet, und man ließ sie in der Regel unbehelligt. Daran änderte sich zunächst auch nichts, als das Christentum die Welt eroberte. Zwar wetterten einige der Kirchenväter, wie der Heilige Augustinus im 4. Jahrhundert, gegen jede Form der Zauberei und bezeichneten sie als heidnisch, also als nicht christlich. Doch das Unheil begann erst seinen Lauf zu nehmen, als Papst Gregor der Neunte im Jahr 1231 die Heilige Inquisition begründete.“

„Inqui... was?“, fragte Tobias.

„Das Wort Inquisition kommt aus dem Lateinischen und bedeutet übersetzt soviel wie Untersuchung oder Befragung. Die Heilige Inquisition war eine Kirchenbehörde und sollte die Reinheit des katholischen Glaubens verteidigen. Die Männer, die sich dieser Aufgabe annahmen, nannte man folglich Inquisitoren. Meist waren es Ordensleute der Dominikaner, später auch Franziskaner.“

„Aha. Und diese Herren Inquisitoren machten sich auf die Suche nach Hexen und Zauberern“, vermutet Lea.

„Nun, der eigentliche Hexenwahn setzt erst im späten Mittelalter ein, also im 15. Jahrhundert. Bis dahin beschränkte sich die Inquisition in erster Linie darauf, nach Abtrünnigen zu suchen, das heißt nach Frauen und Männern, die sich von der katholischen Lehre abwandten. Ihr müsst wissen, dass damals viele Menschen unzufrieden waren mit der Kirche und ihren Würdenträgern. Nicht zu Unrecht behaupteten diese Unzufriedenen, die Kirche habe sich zu weit von der Lehre Jesu entfernt. Viele Priester und Bischöfe lebten nämlich im Überfluss, während die einfache Bevölkerung oft kaum das Nötigste zum Leben hatte, und auch die Tugenden Frömmigkeit, Nächstenliebe oder Sittsamkeit ließen bei manchem Geistlichen zu wünschen übrig. Aus diesem Grund hielten es viele Menschen für richtig, der Kirche den Rücken zu kehren und eigene Glaubensgemeinschaften zu bilden. Zunächst geschah dies vor allem in Frankreich. Dort entstanden

mächtige Reformbewegungen, die wichtigsten waren die Katharer und die Waldenser. Ihr könnt euch sicher denken, dass diese schon bald richtigen Ärger mit der Kirche und der Inquisition bekamen.“

Tobias kratzt sich nachdenklich am Kopf. „Das kapiert' ich nicht so ganz. Dem Papst muss es doch gefallen haben, dass die Leute wieder mehr nach den Lehren von Jesus leben wollten.“

„Leider waren die Päpste aber häufig alles andere als heilige Männer. Im Lauf der Geschichte hat sogar schon mancher Verbrecher auf dem Stuhl Petri gesessen. Das Papsttum war zu einer mächtigen Organisation geworden und erhob den Anspruch, noch mächtiger als der Kaiser zu sein. Vor allem jedoch waren die Päpste des Mittelalters nicht bereit, sich in Glaubensfragen hineinreden zu lassen. Deshalb betrachteten sie Katharer und Waldenser als Ketzer, also als Menschen, die vom rechten Glauben abgefallen waren. Und deshalb ließen sie diese gnadenlos verfolgen.“

„Hört sich ziemlich kompliziert und widersprüchlich an“, meint Lea. „Jesus war doch ein Gegner von Gewalt.“

„Nicht umsonst hat sich Papst Johannes Paul der Zweite einmal öffentlich für alle Sünden entschuldigt, die die Kirche im Lauf der Geschichte begangen hat. Doch zurück zu unseren so genannten Ketzern: Auch Vernichtungsfeldzüge gegen sie halfen nicht, ihre Ideen zu unterdrücken, die sich längst weit über Frankreich hinaus verbreitet hatten. Wer verdächtig war, ketzerischen Gedanken anzuhängen, geriet in das Visier der Inquisitoren. Diese hatten die Erlaubnis, bei ihren Verhören auch die Folter anzuwenden.“

„Folter, iiih! Ich glaube, ich krieg' 'ne Gänsehaut“, sagt Lea und schlingt die Arme um ihren Oberkörper.

Tobias bleckt grinsend die Zähne. „Ich werde dir heute Abend Dauenschrauben verpassen, Schwesterlein.“

Lehrer Schnitzler findet das überhaupt nicht komisch. „Darüber macht man keine Witze“, schnarrt er, sodass Tobias erschrocken zusammenfährt. „Dazu ist das Thema viel zu ernst.“

Eingeschüchtert senkt Tobias den Kopf.

„Ihr wollt etwas über eure Urahnin Margarethe Geich erfahren. Leider sind über ihren Fall keine Prozessakten erhalten geblieben. Alles, was man heute noch darüber weiß, entstammt dem Volksmund, also der Sage.“

„Der Sage?“ Lea wirkt ein wenig enttäuscht. „Soll das heißen, dass alles nur ein Märchen ist?“

„Unsinn. Eine Sage hat im Gegensatz zu einem Märchen immer einen wahren Kern. Es dürfte kein Zweifel daran bestehen, dass im Jahr 1735 eine Frau namens Margarethe Geich in Echtz als Hexe verbrannt worden ist. Es war übrigens die letzte Hexenverbrennung in dieser Gegend. Damals unterstand Echtz noch den Grafen von Merode.“

„Erzählen Sie uns diese Sage?“, fragt Lea hoffnungsvoll.

Der Lehrer denkt nach und fasst einen Entschluss. „Kommt!“, sagt er, sich aus dem Sessel erhebend. „Ich werde mit euch nach Konzendorf fahren und euch den Getzer Hof zeigen. Dort nämlich hat alles seinen Anfang genommen!“

Wenig später sitzen die Geschwister auf der Rückbank im Wagen ihres früheren Lehrers. Bis Konzendorf, einem kleinen Nachbarort, sind es nur wenige Minuten zu fahren.

„Ich glaub’s einfach nicht“, flüstert Tobias seiner Schwester zu. „Da hat man Ferien, und was machen wir? Sitzen im Wagen vom Uhu und bekommen Privatunterricht.“

„Na und?“, grinst Lea. „Ist doch spannender als eine Achterbahnfahrt, oder? Wenigstens musst du hinterher nicht kotzen.“

„Hoffentlich“, erwidert Tobias.

*

„Verschwinde! Und lass dich hier nie wieder blicken, du diebische Gans!“

Der Bauer stand vor dem großen Tor seines Hofes. Er hatte die Arme in seine Hüften gestemmt und schaute der Davoneilenden mit wütend funkelnden Augen hinterher. Neben ihm stand sein Sohn Karl

und grinste triumphierend.

Schluchzend suchte Katharina das Weite. Sie verstand überhaupt nichts mehr. Heute Morgen war die Welt noch in Ordnung gewesen. Lange vor dem ersten Hahnenschrei war sie aufgestanden, um die beiden Kühe zu melken, wie sie es jeden Tag tat. Sie hatte in der Nacht von Benno geträumt und deshalb war sie gut gelaunt gewesen. Doch wenige Stunden später hatte sich alles geändert. Der Bauer hatte sie einfach hinausgeworfen und ihren Unschuldsbeteuerungen keinen Glauben geschenkt. Jetzt war Katharina nur noch von dem Wunsch erfüllt, so schnell wie möglich heimwärts zu laufen, zu ihrer Mutter nach Echtz, um sich an ihrer Schulter auszuheulen. Mutter würde ihr sicherlich glauben, dass sie nichts gestohlen hatte.

Katharina Geich war 14 Jahre alt. Vor einigen Monaten war ihr Vater an der Lungen-Schwindsucht gestorben und ihre Mutter, Margarethe Geich, plagte heftiges Rheuma. Die Schmerzen in Margarethes Gelenken waren oft so heftig, dass sie kaum in der Lage war, sich zu rühren. Zudem verspürte sie manchmal heftige Krämpfe in ihren Eingeweiden. Wenn es ihr gut ging, was selten genug der Fall war, saß sie am Spinnrad, doch die wenigen Taler, die sie damit verdienen konnte, reichten kaum das Nötigste. Deshalb war es von unschätzbarem Wert gewesen, dass Katharina nach dem Tod des Ernährers der Familie eine Einstellung als Dienstmagd am Getzer Hof in Konzendorf fand. Mit dem Geldverdienen aber war es nun vorbei, wie es schien. Katharina hätte heulen können vor ohnmächtiger Wut.

Am Himmel hing eine glühende Sommersonne. Unzählige Schmetterlinge flatterten über die Wiesen zwischen den beiden Dörfern, doch Katharina hatte keine Augen für die Schönheiten der Natur. Verzweifelt überlegte sie, wie sie der Mutter die Hiobsbotschaft übermitteln sollte.

Margarethe Geich – alle Welt nannte sie nur Grethe - saß reglos im Sessel vor dem kleinen Fenster, ein untrügliches Zeichen, dass wieder das Rheuma in ihren Knochen wütete. Harro, der schwarze, zottige Hund, lag neben ihr, als wache er über sie. Seine Ohren spitzten sich,

als Katharina die düstere Stube betrat.

„Mein Kind, bist du das?“, fragte Grethe verwundert. „Zu dieser Stunde?“

Katharina setzte sich zu ihr und begann bitterlich zu weinen. „Ach, Mütterchen! Die Welt ist ja so ungerecht!“ Harro hatte sich erhoben und leckte der Verzweifelten die Hände.

„So beruhige dich erst einmal“, erwiderte Grethe und strich ihr mit den vom Rheuma gekrümmten Fingern zärtlich über den Kopf. „Hier, ein Tüchlein für deine Tränen. Und nun erzähl mir, was geschehen ist.“

Katharina wischte sich die Augen trocken. Mit zitternder Stimme begann sie zu erzählen. „Der Bauer hat mich vom Hof gejagt. Er glaubt, dass ich ihn bestehlen wollte. Aber glaub mir, ich habe nichts an mich genommen, was mir nicht gehört.“

„Natürlich glaube ich dir. Wie kommt der Bauer bloß zu dieser ungeheuerlichen Behauptung?“

„Es ist sein Sohn Karl, der mir dies angetan hat. Ich bin fest davon überzeugt, dass er es war, der zwei silberne Löffel unter mein Bett versteckte. Der Bauer hat sie jedenfalls dort gefunden und glaubt daher, ich hätte sie aus der Küche gestohlen.“

„Karl hat silberne Löffel unter dein Bett gelegt? Aber warum denn?“

„Er wollte sich an mir rächen, weil ich ihn zurückgewiesen habe.“ Katharina blickte errötend zu Boden. „Schon mehrmals hat er versucht, mich zu küssen. Freilich habe ich das nicht zugelassen. Karl weiß ganz genau, dass der Benno und ich uns mögen, aber er hat sich nicht daran gestört. Er hat immer über Benno gespottet, hat ihn heute Morgen sogar als schmutzige Kerkerratte bezeichnet. Dafür habe ich ihm eine Ohrfeige verpasst, die hatte er sich längst verdient. Und jetzt hat er sich auf diese Weise gerächt ...“

Wieder kullerten dicke Tränen über Katharinas Wangen. Mühsam erhob die Mutter sich aus dem Sessel.

„Komm mit!“, befahl sie ihrer Tochter.

„Wohin gehst du?“

„Zum Bauern, was denkst du denn?“

„Aber Mütterchen! Du kannst doch kaum gehen vor Schmerzen.“

„Der liebe Gott wird mir schon Kraft geben, sei unbesorgt. Was Recht ist, muss Recht bleiben. Bis Konzendorf werde ich es schon noch schaffen, und wenn ich bis dorthin kriechen muss.“

Eine Stunde später standen Mutter, Tochter und der Hund Harro vor dem Tor des Hofes. Wilbert, der alte Knecht, blinzelte verwirrt, als er Katharina erkannte. Auch er hatte natürlich längst erfahren, dass die junge Magd des Diebstahls bezichtigt worden war. Energisch verlangte Grethe den Bauern zu sprechen. Wilbert kratzte sich unschlüssig am Kopf, versprach aber, ihm Bescheid zu geben. Wenig später näherte sich der Bauer mit großen Schritten. Hühner flatterten gackernd vor ihm zur Seite.

„Habe ich dir nicht gesagt, dass du dich hier nie wieder blicken lassen sollst?“, schrie er Katharina an.

Harro begann zu knurren.

Grethe legte schützend einen Arm um ihre Tochter. „Ich muss mit Euch sprechen“, sagte sie mit schneidender Stimme. Der Fußmarsch hierher hatte sie sehr angestrengt und die Hitze des Tages tat ein Übriges. Doch Grethe war fest entschlossen, sich ihre Erschöpfung nicht anmerken zu lassen.

„Was gibt es da noch zu besprechen?“, bellte der Bauer. „Eure Tochter ist eine niederträchtige, undankbare Diebin. Sie kann froh sein, dass ich sie nicht in den Kerker werfen ließ.“

Grethe schüttelte heftig den Kopf. „Meine Katharina stiehlt nicht, merkt Euch das!“

„So? Und wie, glaubt Ihr, kommen die silbernen Löffel unter ihr Bett? Das sind wohl die Wichtelmänner gewesen, wie?“

„Warum fragt Ihr nicht Euren Sohn?“

„Was wollt Ihr damit sagen? Was hat mein Karl mit dieser Sache zu schaffen?“

„Er ertrug es wohl nicht, von meiner Tochter zurückgewiesen zu werden. Und deshalb sorgte er dafür, dass die Löffel unter Katharinas

Bett gelangten.“

Einen Augenblick lang schwieg der Bauer nachdenklich. Tatsächlich hatte Karl den Verdacht, Katharina sei eine Diebin, als Erster geäußert. Der Sohn hatte ihn dazu bewegt, unter dem Bett der Dienstmagd nachzusehen.

„So etwas würde Karl niemals tun!“, behauptete der Bauer schließlich.

„Dann steht eine Aussage gegen die andere. Ich jedenfalls würde meine Hand dafür ins Feuer legen, dass meine Tochter uns nicht belügt.“

„Wollt Ihr damit sagen, dass Karl der Lügner ist?“, fragte der Bauer mit neuer Empörung.

„Junge Männer handeln oft ohne Verstand, wenn sie sich verschmäh fühlen. Vielleicht bereut Karl ja inzwischen sein Tun, Ihr solltet ihn danach fragen. Und bitte, stellt Katharina wieder ein. Sie ist ein ehrliches Mädchen, glaubt mir.“

Das Gesicht des Bauern war inzwischen so rot wie eine Tomate geworden. „Was erlaubt Ihr Euch, Grethe Geich? Ich bin nicht gewillt, mir diese Unverschämtheiten länger anzuhören. Mein Sohn soll ein ehrloser Schwindler sein? Pah! Eure Tochter ist eine Diebin, auch wenn Ihr das nicht wahrhaben mögt. Ich war immer gut zu ihr, und wie hat sie es mir gedankt? Verschwindet augenblicklich von hier, sonst lasse ich nach dem Büttel schicken.“

Grethe war bleich geworden.

„Komm, lass uns gehen, Mütterchen“, flüsterte Katharina drängend. Doch die Mutter blieb stehen und schaute dem Bauern fest in die Augen.

„Den Büttel wollt ihr rufen? Ihr seid nicht bereit, auch nur in Erwägung zu ziehen, dass meiner Tochter Unrecht widerfuhr? Dafür wird Euch eines Tages die gerechte Strafe erteilen.“

„Lasst den Herrgott aus dem Spiel“, brüllte der Bauer.

„Wer spricht hier vom Herrgott? Vielleicht findet ja auch der Teufel Gefallen an Eurem Tun. Habt Ihr keine Angst um Euer Seelenheil?“

„Mein Seelenheil geht Euch nichts an, alte Vettel. Schert Euch von meinem Grund, ich werde das nicht noch einmal sagen.“ Drohend hob er eine Faust.

Abermals begann Harro wütend zu knurren, doch auf Grethes Befehl hin verstummte er.

Verborgen in einer Scheune hatte Karl dem Disput gelauscht. Nun spähte er durch ein Astloch der Wand und sah Grethe Geich und ihre Tochter davongehen. Erleichtert machte er sich wieder an seine Arbeit. Gestützt auf ihre Tochter, trat Grethe den Rückweg nach Echtz an. Ein paar Feldarbeiterinnen, die ihnen unterwegs begegneten, blickten mitleidig auf die von ihrer Krankheit gebeugte Frau. Zu Hause angekommen, bestand Katharina darauf, dass die Mutter sich unverzüglich ins Bett legte.

„Setz dich eine Weile zu mir, mein Kind“, bat Grethe. Zärtlich streichelte sie die Wange der betrubten Tochter.

„Mütterchen, was soll nun aus uns werden? Kein anderer Bauer wird mich einstellen wollen, wenn man mich für eine Diebin hält.“

„Lass uns zur Muttergottes beten, mein Kind. Sie wird uns gewiss helfen.“

Gemeinsam beteten sie den Rosenkranz. Hinterher war Katharina nur wenig getröstet, denn das Gefühl, dass bald etwas Schreckliches geschehen würde, hatte sich wie ein Parasit in ihr eingenistet.

Am nächsten Morgen – Mutter und Tochter saßen am Tisch und nahmen ein karges Frühstück ein – klopfte es heftig an der Haustür. Katharina stand auf um nachzusehen. Harro folgte ihr neugierig. Vor der Tür stand Hans Breitling, der Büttel, hinter ihm sein Gehilfe, der einen Strick in den Händen hielt.

„Ich will zu deiner Mutter, Katharina“, verkündete Hans Breitling ernst. Er schob sie beiseite und betrat das Haus. Der Gehilfe folgte ihm.

Grethe erkannte den Büttel. „Hans! Was führt Euch zu mir?“

„Nichts Gutes, fürchte ich“, antwortete er mit einem unterdrückten

Seufzer. „Ich muss Euch mitnehmen, Grethe.“

Katharinas Mund stand weit offen. „Aber warum denn das?“, protestierte sie fassungslos.

„Weil es mir so befohlen wurde.“

Mühsam erhob sich Grethe von ihrem Hocker und legte tröstend eine Hand auf Katharinas Schulter. „Ruhig, mein Kind. Gewiss ist das Ganze nur ein Missverständnis.“

Katharina dachte an den Bauern, der tags zuvor damit gedroht hatte, den Büttel rufen zu lassen. Hatte er etwa neue Anschuldigungen erdacht?

Hans Breitling nickte seinem Gehilfen zu. Der trat vor, griff nach Grethes Händen und band sie zusammen. Harro gefiel dieses Tun überhaupt nicht, doch Katharina hielt ihn zurück.

„Selbst wenn ich dazu imstande wäre, würde ich Euch bestimmt nicht davonlaufen“, kommentierte Grethe das Anlegen der Fesseln abfällig.

„Tut mir Leid, Grethe. Aber so lautet die Anweisung.“ Der Büttel zuckte verlegen mit den Schultern. Er selbst hatte nichts gegen die Witwe Geich, er kannte sie lange genug.

Man führte die Gefesselte nach draußen. Der Gehilfe half ihr, den Schinderkarren zu besteigen, vor dem ein grobknochiger Gaul gespannt war.

„Wohin bringt Ihr sie?“, rief Katharina verzweifelt.

„Nach Merode, zum Schloss“, sagte Hans Breitling. „Dort will man sie verhören.“

„Ich fahre mit!“

„Nein, du bleibst, Katharina!“

„Auf keinen Fall. Meine Mutter hat niemandem etwas zu Leide getan.“ Sie machte Anstalten, ebenfalls den Karren zu erklimmen, doch Grethe schüttelte entschlossen den Kopf.

„Mein Kind, bleib hier. Es ist besser so. Mach dir keine Sorgen um mich. Alles wird sich schon klären.“

Rumpelnd setzte der Wagen sich in Bewegung. Verstört blickte Ka-

tharina ihm hinterher.

„He, Kathi! Psst!“

Katharina fuhr herum und erkannte zu ihrer Erleichterung Benno, der hinter einem Gebüsch gekauert hatte. Die jungen Leute fielen sich in die Arme. Der Hund umkreiste sie bellend.

„Benno! Sie haben meine Mutter mitgenommen.“

„Ich weiß. Sie wollen sie verhören. Als ich davon erfuhr, bin ich sofort hierher geeilt.“

Katharina und Benno empfanden mehr als nur Freundschaft füreinander. Vor kurzem hatten sie sich sogar ewige Treue versprochen. Sie hatten unter einer Linde am Waldrand gesessen und den herrlichen Sommertag genossen. Und dann hatten sie sich geküsst. Leider waren ihnen bislang nicht viele Stunden solcher Zweisamkeit vergönnt gewesen, denn der Bauer hatte Katharina nur selten freie Zeit zugestanden.

Benno war der Sohn von Hermann Peschel, dem Kastellan des Schlosses von Merode. Zu den Aufgaben des Kastellans gehörte auch die Aufsicht über den Schlosskerker, dem amtlichen Gefängnis der Herrschaft Merode. Benno war es gewohnt, dass die anderen Burschen ihn deshalb manchmal spöttelnd als Sohn des Kerkermeisters bezeichneten.

Immer noch lagen sie sich in den Armen. Tapfer bemühte sich Katharina, nicht erneut in Tränen auszubrechen. „Ach, Benno. Was ist nur los? Die ganze Welt ist verrückt geworden. Wie eine Missetäterin haben sie Mutter abgeführt. Und gestern hat mich der Bauer wie einen rüddigen Hund davongejagt.“

„Auch das habe ich schon erfahren“, nickte Benno, was Katharina verwunderte.

„Du weißt es?“

Benno legte seine Hände auf ihre Schultern und blickte ihr ernst in die Augen. „Hör mir gut zu, Kathi. Der Bauer kam schon in aller Herrgottsfrühe zum Schloss geeilt und verlangte den Grafen zu sprechen. Diesem berichtete er, dass seine beiden Kühe tot im Stall lägen, dahingerafft durch eine rätselhafte Krankheit.“

Katharina überlegte. „Ja, die Kühe waren schon gestern Morgen recht träge. Aber ich habe mir keine weiteren Gedanken darüber gemacht.“

„Kathi! Der Bauer behauptet, deine Mutter habe einen Fluch über die Tiere ausgesprochen!“

„Was?“ Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Das kann unmöglich sein Ernst sein. Kein Mensch glaubt heute noch wirklich an solcherlei Dinge.“

„Leider glauben mehr Menschen daran als du denkst, Kathi.“

In ihrer Erinnerung lebte der gestrige Disput zwischen ihrer Mutter und dem Bauern wieder auf. „Mein Gott“, flüsterte sie. Dann kam ihr ein hoffnungsvoller Gedanke. „Aber der Graf – er ist doch ein toleranter, gebildeter Mensch! Er wird es nicht zulassen, dass man sie als Hexe verklagt, nicht wahr?“

„Das sollte man meinen“, erwiderte Benno, doch die Zweifel in seiner Stimme waren unüberhörbar. „Nur ... es ist so ...“

„Was?“, fragte sie drängend.

„Zufällig hat der Graf zur Zeit einen Gast. Dieser befindet sich auf der Durchreise, und der Graf konnte ihm das Quartier schwerlich verwehren. Sein Name ist Boblius und er ist ein ...“ Benno schlug die Augen nieder.

„Was ist er? Bitte, sag es mir, Benno. Du kannst es mir nicht verschweigen.“

Er holte tief Luft. „Boblius ist ein Hexenjäger, Kathi!“